

IAIN REID  
Zurück ins Nest



GOLDMANN

Lesen erleben

## *Buch*

Voller Tatendrang zog Iain Reid nach dem College aus dem heimischen Nest in die große weite Welt. Er studierte, genoss das coole, hippe Großstadtleben und hangelte sich von Gelegenheitsjob zu Gelegenheitsjob. Doch mit Ende zwanzig musste er sich schließlich eingestehen, dass ein etwas geregelteres Leben ihm vermutlich ganz guttäte. Als ihm ein Job bei einem Radiosender in der Nähe seines Heimatortes angeboten wird, zieht er mangels Alternativen kurzerhand wieder bei seinen Eltern ein – und ein Abenteuer ungeahnter Art nimmt seinen Lauf: Ehe er sichs versieht, trägt Iain die Pullover seines Vaters auf, hat dank der Kochkünste seiner Mutter etliche Kilo mehr auf den Rippen («Er war ja schon als Baby immer so dürr ...») und ist mehr als einmal der Retter in der Not, wenn der Dauerkonflikt »Eltern-Technik/Technik-Eltern« zu eskalieren droht. Die Tage gehen ins Land, und mit der Zeit stellt Iain fest, dass es vielleicht gerade dieser Schritt zurück in die Welt seiner Kindheit war, der ihn schließlich erwachsen werden ließ ...

## *Autor*

Iain Reid war fünf Jahre alt, als seine Eltern mit ihm nach Ontario aufs Land gezogen sind, und siebenundzwanzig, als er für ein Jahr wieder zu Hause einzog. Mittlerweile lebt er in Kingston, Kanada, und arbeitet als freier Redakteur für das Radio und verschiedene Zeitungen.

Iain Reid

---

# Zurück ins Nest

Wie ich für ein Jahr  
wieder bei  
meinen Eltern einzog

Deutsch  
von Annette Wetzel

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2010  
unter dem Titel »One Bird's Choice«  
bei House of Anansi Press Inc., Toronto

*Thoreau wird zitiert nach:  
Henry D. Thoreau, »Walden oder Hüttenleben im Walde«,  
aus dem Amerikanischen übersetzt  
und mit einem Nachwort von Fritz Güttinger,  
Manesse Verlag, München*



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2012  
Copyright © der Originalausgabe 2010 by Iain Reid  
All rights reserved.  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012  
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,  
unter der Verwendung der Gestaltung von Bill Douglas  
Umschlagmotiv: © Edward Pond  
Redaktion: Ilse Wagner  
An · Herstellung: Str.  
Satz: omnisatz GmbH, Berlin  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Made in Germany  
ISBN 978-3-442-47719-7

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Für meine Eltern

Wer eine Arbeit vorhat, soll sie erst einmal in den alten Kleidern in die Hand nehmen ... Vielleicht sollten wir uns nie einen neuen Anzug zulegen, mag der alte noch so ausgefranst und schmutzig sein, bis wir etwas geleistet haben und uns auch im alten Zeug wie neugeboren vorkommen ...

HENRY DAVID THOREAU,  
*Walden oder Hüttenleben im Walde*

# Prolog

~~~~~

Das neue Jahrtausend konnte gar nicht schnell genug kommen. Für mich ohnehin nicht. Im Jahr 2000 wurde ich neunzehn Jahre alt, schloss die Schule ab und schrieb mich an der Universität ein. Es war auch das Jahr, in dem ich von zu Hause auszog. Und sobald ich fort war, blieb ich auch fort. Ich kam nur selten zu Besuch, nicht einmal in den Sommerferien. Die Freiheit schmeckte zu gut. Am Ende des Studiums sah ich viele meiner Freunde mit Sack und Pack Richtung Heimat aufbrechen, um zunächst einmal »Abstand zu gewinnen«. Bei einigen handelte es sich wohl eher um ein Ausweichen vor dem Erwachsenwerden und allem, was damit zusammenhängt, vor der Tretmühle eines Achtstundentages, oder schlicht und einfach, um Geld zu sparen. Für mich war es unvorstellbar, wieder in ein Fahrwasser zu geraten, dem der Geruch der Pubertät anhaftete. Unsere Eltern sind fast alle vor ihrem zwanzigsten Geburtstag endgültig von zu Hause ausgezogen. Erst meine Generation hat sich angewöhnt, als Vorstufe zum Erwachsenwerden eine Rückkehr ins Nest einzuschieben. Nein, ich wollte es anders machen. Ich hatte mir geschworen, wenn ich mit neunzehn Jahren das Haus verlasse, dann für immer. Nach vier Jahren an der Universität, ausgerüstet mit einem mehr oder weniger soliden Bachelor of Arts, machte ich mich auf nach Toronto, um mir Arbeit zu suchen und mit dem wirklichen Leben anzufangen.

Es stellte sich heraus, dass ich nicht der geborene Karrierist

bin und bei der unvermeidlichen Frage, was ich beruflich vorhätte, regelmäßig ins Schleudern kam. »Also ... äh ... im Moment bin ich ganz gut beschäftigt«, log ich dann, in der Hoffnung, das Gespräch würde sich unverfänglicheren Themen zuwenden – dem Wetter, der Religion oder dem Krieg vielleicht.

Die Mehrzahl meiner Freunde war bereits in die Welt glänzender Karrieren und stattlicher Gehaltsabrechnungen abgetaucht. Andere standen kurz vor dem Abschluss eines Medizinstudiums, eines Jurastudiums oder ihrer Doktorprüfung. Ich dagegen lief in Pantoffeln herum und beherrschte die Kunst der Popcornzubereitung in der Pfanne. Abends machte ich mir meistens eine Riesenladung davon, mit reichlich Salz und Cayennepfeffer. Ich verdrückte damals Unmengen von Popcorn. Darüber hinaus verbrachte ich meine Zeit mit Schreiben, im Wesentlichen für mich selbst, in den seltensten Fällen für Geld. Also musste ich meinen Lebensunterhalt auf andere Weise verdienen. Es kommt mir so vor, als hätte ich die Jobs monatsweise gewechselt, denn ich nahm alles an, was Miete und Essen einbrachte. Eine Weile war ich sogar Basketballtrainer in einem Kurs einer Kirchengemeinde. Ein Abendangebot für Frauen über vierzig – Frauen, die noch nie im Leben einen Basketball in der Hand gehabt hatten. Der Job brachte jede Woche vierzig Dollar ein.

Meine Entscheidung, wieder auf der kleinen Farm meiner Eltern einzuziehen, war das Ergebnis einer Laune. Ich war auf dem Weg nach Ottawa, um eine wöchentliche Buchbesprechung für Radio CBC vorzubereiten und damit auf Sendung zu gehen. Ich war mit meiner Idee hausieren gegangen, voller Zweifel, ob jemand anbeißen würde. Als die Redakteurin des Morgenprogramms mir aus Ottawa eine E-Mail schickte, sie fände die Idee ausgezeichnet und würde gerne »im Juni damit anfangen«, sagte ich auf der Stelle zu, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden.



den, wo ich wohnen sollte. Ich war fasziniert von der Vorstellung, mit dem Auswählen, Lesen und Rezensieren von Büchern ein bisschen Geld, und sei es nur eine Handvoll, verdienen zu können.

Am gleichen Tag, als ich die Nachricht erhalten hatte, dass mein Werbefeldzug erfolgreich gewesen war, hatte ich mich mit meinem Freund Bob in einem Innenhof-Café an der Queen Street verabredet, um das Ereignis zu feiern. In unseren Kapuzenjacken und mit Wollmützen stießen wir mit einem kühlen billigen Bier an. Es war ein sonniger Tag, aber wir waren die einzigen Gäste, weil die vorfrühlingshafte Luft den meisten Leuten noch zu kalt war. Und weil es dienstags um ein Uhr mittags war.

»Krass«, sagte Bob, als er von der Sache erfuhr. »Und wo willst du wohnen?«

Die Büchersendung war befristet, ein Beitrag im Sommerprogramm, und ich war pleite, zumal mich immer noch beträchtliche Studienkredite belasteten. »Eigentlich fehlt mir die Zeit, mich in der Stadt nach einer Wohnung umzusehen. Keine Ahnung, wahrscheinlich werde ich meine Eltern fragen, ob ich bei ihnen auf der Farm unterkommen kann. Wird sowieso nur für kurze Zeit sein.«

Es war so weit; das erste Mal, dass ich nach fast zehn Jahren Selbstständigkeit erwo, wieder zu Hause einzuziehen. Weder Bob noch ich sprachen ein Wort. Wir tranken unser Bier in großen Zügen und starrten auf die belebte Straße.

Abends rief ich dann zu Hause an. Seit Wochen hatte ich nichts mehr von Mom und Dad gehört. Mom entschuldigte sich, als sie den Hörer abnahm, dass sie beide immer noch am Esstisch saßen, um die restliche Flasche Wein zu leeren. »Aber natürlich, du kannst gerne zurückkommen«, sagte sie, als ich mein

Vorhaben andeutete. »Wird uns Spaß machen.« Ich war froh, dass sie keinen Aufstand machte. »Dreimal darfst du raten ...«

»Was?«, sagte ich.

»Nein, ich rede jetzt mit deinem Vater ... dreimal darfst du raten.« Ich konnte mir Dad vorstellen, wie er ihr am Tisch gegenüber saß, den Stuhl zurückgeschoben, das Weinglas in der Hand, und mit den Schultern zuckte. »Iain zieht für eine Weile hier wieder ein.«

»Nur vorübergehend«, erinnerte ich sie.

»Prima«, hörte ich Dad, »ganz prima. Wir freuen uns.«

»Weißt du schon, wann du kommst?«, erkundigte sich Mom.

»Nein, nicht genau. Irgendwann in den nächsten Wochen.«

»Wenn du uns Bescheid sagst, können wir was Schönes zum Abendessen planen. Oh, und dein Bett muss ich richten. Dein altes Zimmer ist dir doch recht, oder?«

»Klar. Aber mach dir keine Umstände. Ich kann mein Bett beziehen, wenn ich da bin, Mom.«

»Weiß er schon, wann er kommt?«, erkundigte sich Dad.

»Nein, er ist sich noch nicht sicher.«

»Wenn er es weiß, könnten wir was Schönes zu essen machen«, fuhr Dad fort. »Es wird warm genug zum Grillen sein. Wie wär's mit Steaks?«

»Hast du nicht noch deine Ersatzhemden in Iains Kleiderschrank? Die müsstest du dann noch rausnehmen.«

»Ja, ja, bevor er kommt, nehme ich sie raus. Ich glaube, es sind auch noch ein paar Jacketts von mir da drin.«

»Ehrlich, macht euch bitte keine Umstände. Ich brauche nicht viel Platz im Schrank. Ich komme euch nicht in die Quere. Und keine Sorge – es ist nicht für lange.«

»Ich weiß. Wir machen uns keine Sorgen«, sagte Mom.

»Keine Sorgen worüber?«, fragte Dad.

»Wir machen uns überhaupt keine Sorgen.«

»Okay«, meinte Dad, »aber ich weiß immer noch nicht, wo-rüber wir uns keine Sorgen machen.«

»Mom, hör zu, ich muss jetzt Schluss machen.« Sie war ein-verstanden, sie musste sich sowieso um den Abwasch kümmern. Aber wir plauderten noch ungefähr eine halbe Stunde weiter über dies und das, hauptsächlich über die Tiere auf der Farm. Zwischendurch entschuldigte sich Dad, er müsse zur Toilette, und kündigte seine Rückkehr mit der Frage an, ob er irgend-etwas Wichtiges verpasst hätte.

»Na gut, ich glaube, das war's für heute. Ich muss mich jetzt wirklich um den Abwasch kümmern.«

»Genau. Bis bald also, Mom.«

»Ja, bis irgendwann.«

Im Hintergrund hörte ich Geschirrklopfen und Dad »Viele GrüÙe« sagen. »Oh, und Dad lässt dich grüÙen.«

In weniger als einer Woche hatte ich alles geregelt, was noch zu regeln war, packte den Inhalt meiner mikroskopisch kleinen Souterrainwohnung zusammen und war auf der 401 unterwegs nach Osten.



**Sommer**  
~~~~



# 1

~~~~~

## Zurück in die Zukunft

Abgesehen von den Lastwagen ist die Autobahn ungewöhnlich leer. Zumindest auf meiner Seite. Jenseits des begrünten Mittelstreifens ist die Straße nach Westen, Richtung Toronto, gerammelt voll. In Oshawa lege ich eine Pause zum Tanken und Kaffeetrinken ein. Ich trödele unnötig lange auf dem Rastplatz herum, lese Zeitung und beobachte die Leute. Die meisten Reisenden haben es offenbar eilig. Ich trinke meinen Kaffee aus und hole mir einen zweiten für unterwegs. Nach etwa einer Stunde Fahrt verlasse ich den Sendebereich von Toronto. Eine Weile suche ich in dem Rauschen zwanghaft nach einem Sender. Nichts. Also verzichte ich endgültig aufs Radio. Mein Auto hat keinen CD- oder MP3-Player. Abgesehen vom Brummen des Motors hüllt mich trübsinnige Stille ein. Meine Gedanken rasen im Takt der Lastwagen. Nach fast zehnjähriger Selbstständigkeit bin ich unterwegs nach Hause ... um wieder bei meinen Eltern einzuziehen.

Nach etwa einer weiteren Stunde fahre ich an Kingston vorbei, wo ich während des Studiums vier Jahre gewohnt habe. Ich kurbele das Seitenfenster herunter, um den Rest kalten Kaffee auszuleeren. Der Luftzug, der geräuschvoll über meinen Arm und mein Gesicht streicht, ist erfrischend, weshalb ich den Lärm und ein leichtes Frösteln in Kauf nehme und das Fenster geöffnet lasse. Ich lehne mich zurück, lege meinen linken Arm auf die Türkante. Ich nehme mir vor, mir nicht mehr so viele Gedanken über meine Rückkehr nach Hause zu machen. Die Welt geht da-

von nicht unter. Es ist nur vorübergehend, ein Zwischenstopp. Nach ein paar Wochen bin ich wahrscheinlich wieder weg. Ein, zwei Monate, höchstens.

Als ich in die Einfahrt zur Farm meiner Eltern einbiege, fahre ich beinahe das neue Tor über den Haufen. Als Titan, der Schäferhund meiner Eltern, auf die Idee kam, das Gelände jenseits der Straße zu erkunden, hatten sie das Ende des geschotterten Weges mit einem Tor versehen. Sie hatten es mir kürzlich am Telefon mitgeteilt. Im Anbetracht von Titans Entdeckungsfreude war der Torbau eine notwendige, aber nichtsdestoweniger ungeliebte Angelegenheit. Eine versperrte Zufahrt fanden meine Eltern kalt und abweisend. Sie liebten Überraschungsgäste und verirrte Autofahrer, die, mit ausgebreiteter Landkarte auf dem Beifahrersitz, in die Auffahrt einbogen, weshalb ihnen das widersprüchliche Bild eines einladenden Tores vorschwebte. Während mein Auto im Leerlauf wartet, gehe ich zum Tor, löse den Riegel und schiebe es auf.

Ich kehre zum Auto zurück und werfe einen Blick auf den voll beladenen Rücksitz. Meine ganze weltliche Habe ist dort versammelt: ein paar CDs, ein paar Klamotten in einem Müllsack und mehrere Kartons mit gebrauchten Büchern. An einem kleinen Haken über der Tür baumelt mein Paradestück: ein schäbiger brauner Anzug. Derselbe Anzug, den ich auf allen Fotos bei allen feierlichen Anlässen der letzten zwölf Jahre trage, von Hochzeiten über Partys bis zu Beerdigungen. Ich hatte ihn vor einem halb offiziellen Ball an der Highschool überstürzt gekauft, in der Hoffnung, dass die Taschen geräumig genug waren, um ein paar anständige Dosen Bier darin verstecken zu können.

»Ja, der braune. Passt schon«, hatte ich dem Verkäufer bei Moore's gesagt, als er den ersten Anzug hochhielt, den er vom Ständer genommen hatte. Hätte ich geahnt, welch wichtige Rol-



le der Anzug in meinem Erwachsenenleben spielen sollte, hätte ich mir bei der Entscheidung mehr Zeit gelassen.

Ich öffne die verrostete Autotür, beuge mich über den Rücksitz und fische das abgetragene Jackett vom Haken. Auf der linken Brusttasche ist ein Fleck. Keine Ahnung, von wann und wo der stammt; eines Tages war er einfach da, und ich habe mir nie die Mühe gemacht, den Anzug zur Reinigung zu bringen. Ich streife das fleckige Jackett über meinen Kapuzenpullover und steige wieder ein. Der Schotter knirscht und kracht unter den Reifen wie Chips, als ich mich langsam dem Haus nähere.

Das Wohnhaus der Farm ist über hundertsechzig Jahre alt und benimmt sich in jeder Hinsicht altersentsprechend: Eine windschiefe Konstruktion aus dicken Holzbalken, durch die es an allen Ecken und Enden zieht. Die nicht enden wollenden Reparaturen erfordern die Willensstärke eines Sisyphos. Eine überdachte Veranda mit ein paar Stühlen und Bänken und einer Hollywoodschaukel erstreckt sich über die gesamte Vorderseite des Hauses. Auf der Rückseite befindet sich Moms Blumen- und Gemüsegarten und eine abfallende, gepflasterte Terrasse, die von der Nachmittagssonne beschienen wird. Mir fällt ein neues Dach auf Dads selbst gezimmertem Schafstall auf, der an den Hühnerstall angrenzt. Vierzig oder fünfzig Schritte weiter abwärts liegt der Ententeich, und dahinter wachsen die Fliederbüsche, die das Wahrzeichen dieser Gegend sind.

Ich war fünf Jahre alt, als wir Mitte der Achtzigerjahre hierherzogen. Es war eine aufregende Angelegenheit – eine fünfköpfige, städtische Familie verlässt die sicheren Pfade der Vororte, die schmalen Grundstücke, asphaltierten Straßen und eingezäunten Gärten. Den Entschluss, aufs Land zu ziehen, fassten meine Eltern nach einem Abstecher nach England, wo Dad seinen Doktor machte. Wir hatten dort eine kleine Sennhütte ge-

mietet, mitten auf einer ausgedehnten Rinderfarm in Oxfordshire. Weder Mom noch Dad hatten jemals auf einer Farm gelebt, aber sie waren begeistert. Als sie nach Kanada zurückkehrten, suchten sie etwas Ähnliches, allerdings wesentlich kleiner.

Unsere Farm ist nicht gewerblich ausgerichtet, meine Eltern sind keine gelernten Landwirte. Statt also nach wirtschaftlich vernünftigen Grundsätzen eine einzige Art Vieh zu halten oder eine einzige Sorte Getreide anzubauen, haben sie sich für das gegenteilige Verfahren entschieden: jeweils eine Handvoll der verschiedenen Arten und Pflanzen – Enten, Truthähne, Hühner, Schafe, Hunde, Katzen, Tomaten, Karotten, Paprika, Kürbisse, Salat und Radieschen. Ich bin mir sicher, dass sie mehr Geld in ihre Sammlung von Tieren und Grünzeug gesteckt haben, als dabei herausgesprungen ist. Mit zunehmendem Alter meiner Eltern schrumpft der Tierbestand, aber die verminderte Zahl mindert nicht den Stellenwert, den die Tiere im Leben meiner Eltern einnehmen.

Eine Woche vor Weihnachten 1986 zogen wir ein. In dieser ersten Woche entdeckte Mom ein weißes Schild im Schuppen, auf das in violetter Schrift *Lilac Hill*, Fliederhöhe, gemalt war. Die Straße ist gesäumt von üppigen Fliederbüschen, und zur Blüte im nächsten Mai, sagten die Nachbarn, könnten sich meine Eltern auf eine Überraschung gefasst machen. Sie hatten recht: Es war ein fantastischer Anblick. In diesem ersten Frühling brachte Dad das Schild an einem Pfosten am Ende der Einfahrt an.

Wir wuchsen mit völlig anderen Aufgaben auf als unsere Freunde. Statt Zimmer aufräumen, Geschirr spülen und Staub saugen mussten wir Eier einsammeln, Ställe ausmisten, im Gemüsegarten Unkraut jäten und sogar die Lämmer, Hühner und Truthähne verladen, wenn sie geschlachtet werden sollten. In meinen Eltern steckte nicht genügend professionelle Bauernna-

tur, um die Tiere eigenhändig zu töten, weshalb wir die Tiere ködern und einfangen, sie in Dads Laster hieven und zu einer anderen Farm bringen mussten, wo sie geschlachtet wurden. Die Lämmer einzufangen war das Schwierigste. Sie waren kräftig und widerspenstig. Am nächsten Tag holten wir dann unser frisches, säuberlich in Papier gewickeltes Fleisch ab und verstauten es in einer großen Tiefkühltruhe. Immer sonntags wurde für die ganze Woche Fleisch entnommen und am gleichen Abend ein opulentes hausgemachtes Gelage veranstaltet.

Irgendwann waren dann meine Schwester Jean, mein Bruder Jimmy und ich erwachsen und zogen noch vor unserem zwanzigsten Geburtstag aus. Da ich der Jüngste war, war ich der Letzte, der das Haus verließ. Meine Eltern aber wohnen nun schon seit fast einem Vierteljahrhundert auf *Lilac Hill*. Sie haben immer gesagt, dass sie sich nicht vorstellen könnten, woanders zu leben.

Ich stelle mein Auto neben Dads Transporter ab, raffe meine Taschen zusammen und schleppe mich vollbepackt auf die Veranda. Von dort kann ich in die Küche spähen. Seit Monaten habe ich Mom und Dad nicht mehr gesehen. Sie stehen mit bestürzter Miene unter der hellen Deckenlampe. Ich stoße die Tür mit dem Knie auf.

»Hallo!«

»Na, wer kommt denn da!«, ruft Mom.

Dad dreht sich auch nach mir um, aber nicht ganz so begeistert. »Hallo, mein Junge.«

Ein Teller mit Spritzgebäck steht auf dem Tisch. Darunter dösen zwei komatöse Katzen. Irgendwo von links höre ich Nat King Cole leise schmachten. Ich setze meinen Karton auf einem Stuhl neben der Tür ab und öffne den Reißverschluss meiner Kapuzenjacke.

In der Küche riecht es nach einer Mischung von gebratenem Fleisch, selbst gemachter Soße und frisch gebackenen Keksen. Schmutziges Geschirr und Kuchenbleche warten geduldig auf dem Tresen, bis sie an der Reihe sind, abgewaschen zu werden. Rechts von mir steht der Kühlschrank, der gleichzeitig als überdimensionales, summendes Notizbrett dient. Er war schon immer wie ein Schulspind mit persönlichem Krimskrams übersät: Kinderzeichnungen, handschriftliche Notizen, »interessante« und »anregende« Zeitungsartikel und Postkarten bedecken Seitenwände und Tür des Kühlschranks wie eine Papierdecke, die mit Magneten zusammengestept ist. Den meisten Platz nehmen Fotos von Freunden, Verwandten und den Tieren ein.

Ich entdecke ein Foto von Jimmy, mir und zwei Freunden aus unseren Kindertagen. Ich kann nicht viel älter als neun Jahre sein. Jimmy und ich haben lange Trenchcoats an und sind mit Spielzeug-Maschinengewehren bewaffnet. Einer von unseren Kumpels hat in Gangstermanier eine Spielzeugpistole in den Gürtel gesteckt. Das Bild ist an einem Samstagnachmittag aufgenommen worden, als wir »Bullen und Dealer« spielten, wie wir es nannten. Zwei waren die Bullen, die beiden anderen die Dealer.

Gelegentlich erwischte uns Mom bei unserem Spielchen. Als wir ihr erklärt hatten, worum es dabei geht, verschwand sie wieder in der Küche, wo sie Mehl in Frühstücksbeutel abfüllte. »Das ist für die Dealer«, befahl sie. Ihre Bluse war inzwischen mit weißen Handabdrücken übersät. »Die müssen sie irgendwo verstecken.«

»Was soll das sein?«, erkundigte sich einer von unseren vorpubertären Freunden und deutete auf die Tüten.

»Reines Kokain«, schnauzte Jimmy, wie aus der Pistole geschossen.

»Direkt aus Bolivien«, ergänzte ich und stopfte sie in meine Unterwäsche.

»Erstklassige Ware!«, bestätigte Mom.

Zwei Fotos darüber entdeckte ich einen Schnappschuss von der Sprungschanze, die Jimmy gebaut hatte. Er hatte sie aus mehreren Strohhallen, Schnee und Eis konstruiert und neben dem Zufahrtsweg an einer Schneeverwehung aufgebaut. Er bezog auch Mom mit ein, schickte sie zum Auto und erklärte ihr genau, wann sie Vollgas geben musste. »Eigentlich sollte ich das nicht machen«, sagte sie zu mir, als sie nach draußen ging und sich ihren Schal um den Hals wickelte. »Aber er hat sich mit dieser verflixten Sprungschanze so viel Mühe gemacht, außerdem verspricht es, ein Heidenspaß zu werden. Aber sag Dad nichts.«

Jimmy packte ein Seil, das er an der Stoßstange des Transporters befestigt hatte, und Mom gab, wie befohlen, Gas. Die Räder drehten durch, und los ging's. Es sah aus, als würde Jimmy auf der Zufahrt Wasserski laufen, nur dass er statt einer Rettungsweste einen Parka anhatte. Ich saß im Haus auf dem Sofa, schlürfte Tee und beobachtete stundenlang, wie Mom den Weg hinunterraste und Jimmy von der Schanze aus hoch in die Luft flog. Immer wieder.

Mitten auf dem Kühlschrank, unter einem Foto von Jean mit ihrer Trompete, prangt ein Schnappschuss von Lambo. Lambo war ein ausgemergeltes, von seiner Mutter verstoßenes Lämmchen, das schließlich für ein paar Wochen in unserer Küche Aufnahme fand. Ich glaube, es war Dad, der es Lambo getauft hatte. Mom hatte ihm eine Windel für Erwachsene umgebunden und es alle paar Stunden mit der Flasche gefüttert. Als die Lokalzeitung Wind von der Sache bekam, schickte sie einen Fotoreporter bei uns vorbei. Bedauerlicherweise schaffte es das Bild auf die Titelseite des Stadtanzeigers und konsequenterweise am nächs-



Iain Reid

### **Zurück ins Nest**

Wie ich für ein Jahr wieder bei meinen Eltern einzog

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 256 Seiten, 12,5 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-47719-7

Goldmann

Erscheinungstermin: September 2012

Von einem, der wieder zuhause einzog, um das Leben zu lernen ...

Voller Tatendrang zog Iain Reid nach dem College von der heimischen Farm in die große weite Welt. Er studierte, genoss das coole, hippe Großstadtleben und hielt sich chronisch knapp bei Kasse als freier Journalist irgendwie über Wasser. Als ihm ein Job bei einem Radiosender in der Nähe seines Heimatortes angeboten wird, nimmt er ihn mangels Alternativen an und zieht kurzerhand wieder bei seinen Eltern ein. Ein Abenteuer ungeahnter Art nimmt seinen Lauf ...